

Mt 20, 1-16

**W**ie war das eigentlich damals weitergegangen mit den Arbeitern im Weinberg? Ich meine natürlich die Geschichte, die Matthäus erzählt, die er aber offenbar nicht ganz zuende erzählt. Ein Weinbergbesitzer hatte mehrmals am Tag Tagelöhner angeworben. Die einen hatten den ganzen

Tag gearbeitet, andere weniger, wieder andere nur eine Stunde. Und am Abend hatte der Besitzer seinen Verwalter angewiesen, allen denselben Lohn auszuhändigen, den einen Denar, den er mit denen ausgehandelt hatte, die er für den ganzen Tag angeworben hatte. Zuerst wurden die ausbezahlt, die nur eine Stunde gearbeitet hatten, und sie bekamen einen Denar. Da erwarteten die, die mehr gearbeitet hatten, natürlich mehr, doch auch sie bekamen einen Denar – die, die den halben Tag gearbeitet hatten, und die mit dem ganzen Tag Plackerei auch. Der Frust war dann groß, aber der Weinbergbesitzer bestand darauf, daß er nicht vertragsbrüchig geworden sei, ja, er sagte, er handele und sei „gut“. Soweit kennen wir die Geschichte, aber: Wie war das eigentlich weitergegangen damals?

Die „Aktenlage“ erwies sich als dürftig und als widersprüchlich. Im Polizeiarchiv der kleinen Stadt fanden sich Hinweise auf teilweise handgreifliche Auseinandersetzungen unter den Arbeitern. Offenbar (die polizeiamtlichen Beschreibungen sind nicht ganz eindeutig) kamen einige derer, die den ganzen Denar für die eine Stunde bekommen hatten, am späteren Abend zu Schaden. Man kann sich vorstellen, daß sich unter den spät Angeworbenen auch einige körperlich Schwächere befanden. Sie wurden von verärgerten Ganztagsarbeitern handgreiflich zur Herausgabe eines Teils ihres Lohnes gezwungen. Andere der überraschend gut Entlohten hatten den unverhofften Segen in Schnaps umgesetzt; es scheint am Abend noch zu Raufhändeln im Wirtshaus gekommen zu sein. Soweit die Polizeiberichte. Es gibt aber noch ein paar weitere „Quellen“. Der spätere Besitzer des Weinbergs pflegte in seinen alten Tagen gern zu erzählen, wie er zu diesem Besitz gekommen war:

### „Froh, daß alles wieder seinen geregelten Gang ging“

Ich erinnere mich gut an diese verrückten Tage – schon weil ich ja am Ende der Nutznießer war. Der frühere Besitzer des Weinbergs war schon eine merkwürdige Type. Als er uns einmal zu einem Fest eingeladen hatte und wir alle nicht kommen konnten, weil wir nun wirklich Dringenderes zu tun hatten, lud er Tagelöhner und Penner zu seinem Fest ein. Vielleicht wollte er uns beschämen. Na ja, was meint ihr, wie das Haus am nächsten Tag aussah – das Tafelsilber war jedenfalls nicht mehr vollständig. Einmal brachte er's nicht übers Herz, einen unfruchtbaren Baum in seinem Weinberg abhauen zu lassen. Man muß ihm noch eine Chance geben, sagte er. Wenn ihr mich fragt: Ein Geschäftsmann war der nicht. Und dann die Geschichte mit dem einen Denar für alle Tagelöhner, egal, wieviel sie gearbeitet hatten. Ob der wohl dachte, daß am Ende alle glücklich und zufrieden wären?! Wenn er doch wenigstens so gescheit gewesen wäre, den Lohn in umgekehrter Reihenfolge auszuzahlen und die

Jürgen Ebach

## Verrückte Hierarchie

Was ist an dem Gleichnis von den Arbeitern im Weinberg heute noch aufrührerisch? Tatsächlich wurde seine Botschaft vielfach eingeebnet in eine allgemeine Aufforderung zum Neidverzicht – oder als Bild für ein Gerechtigkeitsystem gebraucht, das allenfalls geeignet schien für das Leben danach. Jürgen Ebach, Autor dieser Bibelarbeit, löst das Gleichnis aus altbekannten Deutungen und entdeckt seinen gesellschaftskritisch-subversiven Stachel neu.

besser Weggekommenen zum Schweigen zu verdonnern. Dann wär's ja vielleicht für einmal gegangen; Geld genug hatte der ja für so einen Quatsch. Die anderen Besitzer waren ziemlich aufgebracht, als sie das hörten. Wenn einer anfängt, die Preise zu verderben, kann es nur ein böses Ende nehmen. Wenn man den Armen mehr zusteckt, als es gut ist, machen sie nur Ansprüche geltend. Und schließlich muß sich das Ganze rechnen. Nur wenn wir Reichen gut verdienen, können wir auch für die Armen sorgen. Sonst sind am Ende alle die Dummen. Wir hatten da unsere Tarife: Ein Denar für den Tag, das ist voll in Ordnung. Wer den ganzen Tag arbeitet, soll auch nicht hungern, sag' ich immer, und wer arbeiten will, findet auch Arbeit. Aber ich habe damals den Mund gehalten, ich ahnte, was kommen mußte, und wollte es mir mit keinem verderben. So habe ich ja am Ende den Schnitt gemacht. – Wie das war am nächsten Tag? Na ja, er kam wieder in der Frühe auf den Markt, um Leute anzuwerben, und keiner war da. Ein paar Stunden später kam er wieder, und noch immer war keiner da. Als die Sonne schon fast unterging, kamen alle und wollten *eine* Stunde für *einen* Denar arbeiten. Da war er aber nicht gekommen... Am nächsten Morgen war der Markt wieder voll von Menschen. Ich holte mir die, die ich brauchte, und die wollten doch glatt für den Tag mehr als einen Denar. Da waren sie bei mir natürlich an den Falschen geraten, aber ärgerlich war das schon. Bei *ihm* wollte keiner mehr den ganzen Tag arbeiten. So blieb bei ihm die Arbeit liegen, und das bei einem Weinberg, wo's in der Saison auf jeden Tag ankommt. Das wurde kein guter Jahrgang für diesen Pseudozialisten. Nun, Pleite machen konnte der nicht. Der hatte so viel, daß er jedem Arbeiter zehn Denare die Stunde hätte geben können. Ich glaube, der wollte einfach nicht mehr. So bin ich billig an den schönen Weinberg gekommen, und die Arbeiter waren am Ende froh, daß alles wieder seinen geregelten Gang ging. Ein Denar für den Tag, einen halben für den halben Tag, und wenn einer eine Stunde arbeitet, dann kriegt er was zu essen und zu trinken. So war das immer; so ist das gerecht. In der Nachbarschaft munkelte man, er hätte dann Aktien einer florierenden Galeerenwerff gekauft. So ist das ja oft bei gescheiterten Idealisten...

Soweit diese Erzählung.

### „Eine versuchte Revolution ist immerhin besser als keine“

In den Erinnerungen der Arbeiter klang die Geschichte etwas anders. Ein Alter wurde im Wirtshaus an manchen „feuchtfröhlichen Abenden“ aufgezo-gen: Komm, erzähl doch nochmal, wie du damals fast die Revolution gemacht hast! Und dann knurrte er ein bißchen und wehrte ab, aber meistens erzählte er dann doch:

Ja, Leute, das waren Zeiten! Ich und noch ein paar andere gingen am übernächsten Tag zu ihm. OK, sagten wir, du hast begriffen, daß andere Zeiten kommen müssen. Gerechter Lohn für alle. Aber du machst es dir zu leicht. Ein bißchen Gerechtigkeit, das geht nicht. Entweder – oder. Und dann haben wir ihm unsere Forderungen genannt. Als der Verwalter hörte, daß wir als erstes seinen Lohn auch auf einen Denar setzen wollten, nahm der Reißaus und suchte sich einen anderen Job. Na, wir kommen auch ohne Verwalter aus, dachten wir. Und dann forderten wir den Besitzer auf, daß er sich, bitteschön, miteinbringen soll in die Arbeit und in die gerechte Verteilung. Wenn schon, denn schon, und „ein bißchen Gerechtigkeit“ – das gib't nicht. Wenn er sein Vermögen gerecht unter uns aufteilte, könnte jeder viel mehr als einen Denar den Tag bekommen! Plötzlich guckte der gar nicht mehr so „gütig“. Und dann sagte er das, was er an dem ersten Abend auch gesagt hatte. Er sagte: Kann ich nicht mit meinem Eigentum machen, was ich will?! Das klang jetzt aber anders. Vielleicht hätten wir geduldiger sein sollen. Aber wenn man einmal im Leben das Gefühl hat, es könnte sich wirklich was ändern, es könnte wirklich gerecht zugehen, dann ist man eben ungeduldig. Und da riefen wir: Wir sind die Arbeiter! Gerechtigkeit für alle! Wir

haben gestreikt, wir dachten, der braucht ja unsere Arbeit, sonst gibt's keine Weinlese, und er hat keinen Profit. Aber dann kam das böse Erwachen. Er brauchte unsere Arbeit nicht, und die Ernte brauchte er auch nicht. Er hatte das Geld, und seinen Profit konnte er ohne die Produkte machen, denn sein Geld konnte Geld machen. Irgendetwas hatte nicht gestimmt bei unserem Kampf um Löhne und Arbeitsplätze. Und wir waren doch so dicht davor. Immerhin, einmal im Leben so dicht davor. Das war doch auch schon was. Eine versuchte Revolution ist immerhin besser als gar keine. Und der Tag wird kommen, an dem wir es schaffen. Vielleicht haben wir auch zu früh aufgegeben, aber wir mußten ja was zu essen haben. Erst kommt das Fressen, dann kommt die Moral. Aber trotz alledem und alledem, wir haben es wenigstens versucht. Und jetzt laßt euer besserwisserisches Grinsen bei den Reden eines alten Mannes. Gebt mir für meine Geschichten wenigstens einen Schnaps aus...

### „Ich weiß nicht ob's recht ist. Aber schön war es schon“

Es gibt noch ein anderes Zeugnis. Eine der Arbeiterfrauen hatte offenbar eine Art „Tagebuch“ geführt, aus dem sich eine einzelne Seite fand. Sie hat kein Datum, beginnt und endet mitten im Satz, aber der Zusammenhang ist erkennbar. Ich lese den erhaltenen Ausschnitt vor:

... nicht mehr damit gerechnet, daß wir alle sechs an diesem Tag noch zu essen hätten. Wie ich ihn nach Mittag noch auf dem Markt stehen sehe, wußte ich schon alles. Er kann sich nun mal nicht durchsetzen und ist selten bei den ersten. Als ich ihn



„Nicht an der Leistung mißt sich diese Gerechtigkeit, sondern an den Lebensbedürfnissen“

Foto: Archiv

am Abend abholen will, ist er nicht da. Ich hoffe, er hätte doch noch was gefunden, und wenn es für ein bißchen Arbeit auch keinen wirklichen Lohn gibt, kriegt er vielleicht etwas Brot und eine kleine Kanne Most. Als ich da so stehe, ruft mir einer zu, mein Mann wäre noch mit rausgegangen in den Weinberg drüben am Hang. Ich ging dahin. Sie kriegten gerade ihren Lohn, und ich denk, ich guck nicht recht, als ich sehe, wie der Unterboß ihm einen ganzen Denar in die Hand drückt. Einen ganzen Denar für ein bißchen Arbeit! Sollte es denn wirklich gute Kapitalisten geben? Aber komisch war das schon, und ich weiß nicht, ob's recht ist. Vor zwei Wochen war er mal bei denen, die den ganzen Tag Arbeit hatten. Und wenn dann einer für eine Stunde genau so viel bekommen hätte? Ich glaub, das wär uns nicht recht gewesen. Aber schön war das schon. Wieder wenigstens einmal satt werden, wir alle sechs. Wenn jeder zum Leben hat, ist das nicht ...

Hier bricht das Blatt ab. Es gibt noch ein Dokument, das womöglich auch mit diesem Ereignis zusammenhängt. Eine Art „Musterentwurf“ für eine Alternative-Weinberg-Kooperative. Ob sich da einige Tagelöhner zusammengetan hatten, einen brach liegenden Weinberg selbst zu bewirtschaften? Wenn man die „Satzung“ liest, sieht man, daß sie sich genau überlegt haben, wie Arbeit und Lohn gerecht verteilt werden sollen. Aber unter der Überschrift „Marktlage und Verkaufsstrategien“ findet sich nur eine leere Seite. Ob es deshalb keinen Hinweis darauf gibt, daß dieses alternative Unternehmen je zustande kam?

Vom Weinbergbesitzer war nichts zu erfahren. Dabei hätten wir doch gern gewußt, was er sich bei alledem gedacht hatte.

### Kein Modell zur Lösung gegenwärtiger Probleme

Natürlich – das muß ich kaum eigens sagen – habe ich diese Fortsetzungen der Geschichte von den Arbeitern im Weinberg erfunden und dazu in manchen Zügen das *historisch* Plausible überschritten. Aber wenn man sich das in Matthäus 20 erzählte Gleichnis wie eine Nacherzählung eines realen Geschehens vorstellt, könnte es so oder so ähnlich weitergegangen sein. Die Schlußfolgerung scheint fast unausweichlich: Das Gleichnis taugt für die Praxis nicht, weder für die Praxis im bäuerlichen Israel der neutestamentlichen Zeit noch als gegenwärtiges Modell zur Lösung der Probleme der Arbeitslosigkeit und einer gerechten Lohnpolitik in unserer Wirtschaft und Gesellschaft. Und nun höre ich viele sagen, das *solle* die Geschichte ja auch gar nicht leisten, es handele sich um keine Anweisung für *diese* Welt, sondern um ein Gleichnis vom Reich Gottes. Im Himmel werde es so aussehen und gerade nicht auf der Erde. Die Gerechtigkeit im Reich Gottes sei eben eine ganz andere als irdische, menschliche, soziale Gerechtigkeit – das wolle das Gleichnis zeigen. Genau diese Position scheint mir die andere Seite einer falschen Alternative zu sein. Beim Versuch, das vertrackte Gleichnis zu verstehen, kommt es leicht zu einer solchen falschen Alternative. Entweder, so möchte man denken, gibt der Text eine konkrete Anweisung, wie es in dieser Welt, in dieser Gesellschaft zu sein hat, oder das, was da erzählt wird, ist überhaupt nicht für diese Welt gedacht. Läßt man sich auf dieses „entweder – oder“ ein, wird die Alternative zum Dilemma. Denn entweder muß man die Geschichte so entschärfen, daß sie zum allgemeinen Appell für Güte und Neidverzicht verharmlost wird, wobei die subversive Kritik an herrschenden Gerechtigkeitsvorstellungen unterschlagen würde, oder man betont die „Jenseitigkeit“ des Gleichnisses so, daß am Ende hier auf Erden alles bleiben kann, wie es ist, denn wir leben ja nicht im Reich Gottes, sondern hier und heute. So oder so – das Gleichnis verlore seine kritische Potenz hier und heute. In dem einen Fall würde die Differenz zwischen dem Gleichnis und der „realen“ Welt eingeebnet, in dem anderen Fall würde sie so betont, daß es keine Verbindungen zwischen dem Gleichnis und der „realen“ Welt mehr gibt. In beiden

Fällen aber würde das Entscheidende verfehlt, nämlich daß das, was hier erzählt wird, als *Gleichnis* erzählt wird. Wir müssen deshalb grundsätzlicher fragen, was ein *Gleichnis* ist.

### Gleichnis – zwischen Annäherung und Distanz zur realen Welt

Warum erzählt Jesus Gleichnisse? Diese Frage hat die Bibelauslegerinnen und -ausleger immer wieder beschäftigt, und so ist es im Laufe der langen Lektüregeschichte der Bibel zu recht unterschiedlichen Antworten gekommen. Dabei hat man auch gelernt, verschiedene Formen von Gleichnissen zu unterscheiden. Es ist ein Unterschied, ob ein Gleichnis etwas erzählt, was üblicherweise, typischerweise so ist (jeder wird ein verlorenes Schaf suchen; es ist üblich, etwas Sauerteig unter den Teig zu mischen; es ist normal, daß aus einem kleinen Senfkorn ein großer Strauch wird und so weiter) oder ob eine ganz ungewöhnliche Geschichte erzählt, ein ganz untypisches Verhalten geschildert wird, wie zum Beispiel daß ausgerechnet der „Ferne“ – nämlich ein fremder, wenn nicht feindlicher Samaritaner – dem unter die Räuber Gefallenen zum Nächsten wird oder daß ein Weinbergbesitzer die Normen der üblichen Gerechtigkeit auf den Kopf stellt. Aber eins ist für alle Gleichnisse kennzeichnend: In Gleichnissen wird etwas zum Ausdruck gebracht, das sich mit einer anderen Sprachform nicht ausdrücken läßt. Das gilt in besonderem Maße für die Gleichnisse vom Reich Gottes. Vom Reich Gottes kann nur in Gleichnissen erzählt werden, es entzieht sich jeder anderen Darstellungsform. Wie es mit dem Reich Gottes ist, kann nicht *definiert* werden, und es kann auch nicht in *Lehrsätzen* ausgedrückt werden. Vom Reich Gottes – oder, wie es in unserem Text heißt, vom „Reich der Himmel“ – zu reden heißt in Gleichnissen zu reden, und nur mehrere Gleichnisse gemeinsam (mit- und zuweilen auch gegeneinander) können etwas von dem zeigen, was das Reich Gottes sei. Ein Gleichnis bedeutet Annäherung (indem es dem Darzustellenden *gleich*) und Distanz (indem es ihm eben nur *gleich*). Wenn Jesus ein Gleichnis erzählt, tut er das nicht etwa nur oder auch nur in erster Linie, weil ein Gleichnis eine gute didaktische Form ist, weil es leichter zu verstehen ist als eine komplexe Definition oder eine dogmatische These. Vielmehr kann, was als Gleichnis erzählt wird, nur so erzählt werden. Jede andere Darstellungsform wäre nicht nur schwer verständlich, sondern auch und vor allem unangemessen. Das Reich Gottes, so die Verkündigung Jesu, ist im Kommen; das heißt es ist schon da und noch nicht da. Eben dieser Zeit- und Existenzform entspricht das Gleichnis. Es ist nahe an dem, wofür es Gleichnis ist, und es entzieht sich der Identität – es ist ein Gleichnis. Und deshalb fragt Jesus (Markus 4,30): „Wie sollen wir das Reich Gottes abbilden oder unter welchem Gleichnis sollen wir es darstellen?“ Nicht, ob ein Gleichnis die angemessene Darstellungsform ist, sondern welches Gleichnis, welche Gleichnisse es sind, ist also die Frage.

Das wahrzunehmen bedeutet nun auch etwas für das Verstehen eines Gleichnisses. Ich will es zugespitzt sagen: Wenn man am Ende der Auslegung eines Gleichnisses das, was es bedeutet, in einem Satz sagen kann – einer Definition, einem Lehrsatz, einer „Moral von der Geschichte“ –, dann ist das ein sicheres Indiz dafür, daß man das Gleichnis *nicht* verstanden hat.

Und noch etwas läßt sich sagen: Ein Gleichnis hat mehr als eine Bedeutung, mehr als eine Verstehensmöglichkeit. Je nachdem, in welcher *Perspektive* man es liest, je nachdem, in welcher *Situation* man es liest, je nachdem, in welcher *Rolle* man es liest, zeigt ein Gleichnis ein unterschiedliches Profil. Und nur mehrere Verstehensmöglichkeiten zusammen (und, wiederum, zuweilen auch gegeneinander) vermögen es auszuloten.

Versuchen wir also, das Gleichnis von den Arbeitern im Weinberg als *Gleichnis* zu verstehen, es weder vorschnell auf unsere Arbeits- und Gerechtigkeitsprobleme zu

beziehen, indem wir uns nur *einen* Zug herausgreifen, der sich zur Aktualisierung anbietet, noch etwa umgekehrt den Text gegen jede konkretisierende Vergegenwärtigung zu immunisieren. Und fragen wir, was dieses Gleichnis zu sagen hat zur Losung des Kirchentags: „Auf dem Weg der Gerechtigkeit ist Leben“. Wie gehen in Matthäus 20 *Weg, Gerechtigkeit* und *Leben* zusammen? Das Gleichnis von den Arbeitern im Weinberg hat etwas zu sagen zu diesen Fragen; doch was es zu sagen hat, sagt es als *Gleichnis*, als *erzähltes* Gleichnis. Wir brauchen deshalb die Geduld, der ganzen Geschichte zu begegnen.

## Gerechtigkeit ist mit der Frage nach Hierarchie verbunden

*Mit dem Reich der Himmel ist es nämlich wie...*

So beginnt unser Text. Das „wie“ ist das entscheidende Merkmal eines Gleichnisses. Es verbindet (etwas ist *wie* etwas anderes) und es trennt (es ist nicht identisch, sondern es ist nur *wie*). Das „wie“ verbindet im Gleichnis das „Reich der Himmel“ mit der ganzen folgenden Geschichte. Das Himmelreich ist nicht „wie“ ein Hausherr, sondern es gleicht dem, was er in der so eingeleiteten Geschichte tat. Die ganze Geschichte ist das Gleichnis. Aber es gibt da ein kleines Wort, das sich nicht auf das Folgende bezieht, sondern die Erzählung mit dem Vorhergehenden verbindet: „Mit dem Reich der Himmel ist es *nämlich*, wie ...“ Unmittelbar voraus geht im Matthäusevangelium ein Abschnitt, in dem Petrus danach fragt, was die Jünger dafür bekommen werden, daß sie alles verlassen haben und Jesus nachgefolgt sind. Das Thema „Lohn“ ist damit angesprochen, und zwar im Gespräch zwischen Jesus und den Jüngern. Kurz nach „unserem“ Gleichnis (noch im selben Kapitel 20) kommt es zu einem Disput um die Rangplätze, die die Jünger im Himmel einnehmen werden. In diesem Zusammenhang möchte ich das „nämlich“ im ersten Vers „unseres“ Textes verstehen. Die Frage nach der Gerechtigkeit ist daher mit der Frage nach Hierarchien und Ranglisten, Leistung und Lohn verbunden, und zwar zunächst als Thema im engsten Kreis um Jesus. Es gibt Deutungen des Gleichnisses, die es im Zusammenhang von Auseinandersetzungen Jesu mit den angeblich vom Lohngedanken beherrschten Pharisäern verstehen wollen. Der Zusammenhang im Matthäusevangelium spricht dafür nicht. Man geht wohl nicht fehl, wenn man in solchen Deutungen außer dem antijüdischen Stereotyp auch den Versuch erkennt, das Gleichnis von der Frage der innerkirchlichen Gerechtigkeit, der Hierarchie in der Kirche zu lösen. Wenn man – wie man es ja bei der Lektüre eines Buches tun sollte – den Text im Zusammenhang liest, dann ist das Gleichnis von den Arbeitern im Weinberg zuerst eine Antwort an *Petrus*. Ich möchte auf diesen Zusammenhang später noch einmal zu sprechen kommen, aber zunächst dem Gleichnis selbst folgen.

## Güte als Gerechtigkeit

*Mit dem Reich der Himmel ist es nämlich wie mit einem Hausherrn, der frühmorgens hinausging, um Arbeitskräfte für seinen Weinberg anzuwerben. Nachdem er mit ihnen um einen Denar für den Tag übereingekommen war, sandte er sie in seinen Weinberg.*

Noch geschieht nichts Ungewöhnliches. Es war üblich, daß für die Landarbeit Tagelöhnerinnen und Tagelöhner angeworben wurden, mit denen der Lohn für den Tag ausgehandelt wurde. Auch der Lohn von einem Denar (in der Luther-Bibel mit „Silbergroschen“ übersetzt) ist nicht unüblich. Mit einem Denar konnte eine Familie über den Tag kommen, doch mehr, als um über den Tag zu kommen, ist es nicht. Für den Fortgang der Geschichte ist es wichtig, daß es zwischen dem Besitzer und diesen Arbeitskräften zu einem förmlichen Vertrag gekommen ist, bei dem Arbeitszeit und Lohn festgelegt wurden.

*Und als er um die dritte Stunde hinausging, sah er andere auf dem Markt ohne Arbeit stehen.*

Noch immer bleibt die Erzählung im Rahmen des Üblichen. Wenn ein ökonomisch denkender Weinbergbesitzer, der nicht mehr Arbeitskräfte anwarb, als er wirklich brauchte, um den Lohnfaktor so gering wie möglich zu halten, im Verlauf des Tages merkte, daß er noch weitere Arbeitskräfte brauchte, ging er abermals auf den Markt, um weitere anzuwerben. Er konnte gewiß sein, noch welche zu finden, denn es gab viel mehr Arbeitssuchende als Arbeitsplätze. Die, die er nun fand und anwarb, waren bisher nicht angeworben worden. Die Luther-Bibel übersetzt, er „sah andere müßig auf dem Markt stehen“. Das klingt zumindest mißverständlich, so als ob sie nicht hätten arbeiten wollen. Das ist aber kaum der Fall; sie hatten noch keine Arbeit gefunden und nehmen deshalb die Gelegenheit wahr, wenigstens für den Rest des Tages zu arbeiten und – so müssen sie erwarten – wenigstens einen Teil des Tagelohnes zu erhalten.

*Und zu denen sprach er: „Geht auch ihr in den Weinberg, und was gerecht ist, werde ich euch geben.“*

„Was gerecht ist“; im griechischen Text steht hier *dikaios* – gerecht. In der Luther-Bibel heißt es: „ich will euch geben, was recht ist“. Das ist eine geringe, aber für das Verstehen des ganzen Gleichnisses erhebliche Verschiebung. „Was recht ist“ – das klingt wie: Es wird schon recht sein. „Was gerecht ist“ – das stellt die Frage nach der Gerechtigkeit. Nicht um Konvention geht es, um Treu und Glauben, sondern um *Gerechtigkeit*. Die klare Aussage des Besitzers, er werde ihnen geben, was *gerecht* ist, kann im Blick auf die bekannte Fortsetzung zu einer interessanten Frage führen:

Hatte der Besitzer an dieser Stelle schon geplant, am Ende allen den gleichen Lohn auszuzahlen? Oder denkt er – um die dritte Stunde – noch daran, den nun Angeworbenen den nach üblicher Weise als gerecht erachteten anteiligen Lohn zu geben? Bringt ihn die mehrfache Begegnung mit den Arbeitslosen und das Reden mit ihnen im Laufe des Tages zu einer Änderung seines zunächst geplanten Handelns? Der Text selbst sagt dazu nichts. Weder ist angedeutet, daß der Besitzer seine Absicht änderte, noch ist das Gegenteil eindeutig ausgedrückt. In der Literaturwissenschaft spricht man in solchen Fällen von einer *Leerstelle*. Eine solche Leerstelle fordert zum Nachdenken auf, gerade weil sie etwas offen läßt und etwas offen lassen will. Es wäre ein schöner Gedanke, daß wir es mit einer Geschichte zu tun hätten, in der sich die hier gemeinte Gerechtigkeit aus der Kommunikation ergibt. Aber ebenso wichtig ist es, in der Aussage des Besitzers, er werde ihnen geben, was gerecht ist, das Ende vorgezeichnet zu sehen. Vielleicht hat sich der Besitzer gerade nicht eines anderen besonnen, sondern der Denar für jeden *ist* das, was *gerecht* ist. Dann nämlich – und das bedeutet viel für das Verstehen des Gleichnisses – geht es nicht um Güte *statt* Gerechtigkeit, sondern um Güte *als* Gerechtigkeit. Das Gleichnis spricht nicht von etwas, das höher und wichtiger ist als die Gerechtigkeit – Güte, Mildtätigkeit, Erbarmen –, sondern redet auf seine Weise davon, was Gerechtigkeit *ist* und warum die wirkliche Gerechtigkeit gerade nicht in einen Widerspruch zu Güte und Barmherzigkeit geraten kann. Schauen wir zu, was das für die Fortsetzung bedeutete, wenn er nicht nur ankündigt, er werde ihnen geben, was *gerecht* ist, sondern (ob von vornherein geplant oder nicht) genau das auch tun wird.

Damit sind wir, was die Erzählung angeht, schon weit vorgeprescht. Doch es kommt bei unserem Hören ja darauf an, eine Geschichte zu hören, die wir schon kennen (oder zu kennen meinen). Und deshalb fragen wir nicht wie bei einer ganz unbekanntem Geschichte, wie es wohl weitergeht, sondern können genauer schauen, wie es weitergeht.

*„Geht auch ihr in den Weinberg, und was gerecht ist, werde ich euch geben“. Und sie gingen hin. Wiederum ging er hinaus um die sechste und die neunte Stunde und tat ebenso.*

Hier beginnt die Erzählung vom Üblichen sich zu entfernen. Das müßte schon ein sehr ungeschickt kalkulierender Unternehmer sein, der alle drei Stunden neue Leute anwerben muß, weil er sich bei der Arbeitsbedarfsabschätzung immer wieder verrechnet. Ein anderer Eindruck drängt sich auf: Dieser Besitzer *möchte* so viele Arbeiter wie möglich an der Arbeit im Weinberg beteiligen. Das wird vollends in der Fortsetzung deutlich, in der zudem der zuvor leitende Dreistundentakt durchbrochen wird. Auch in der allerletzten Stunde holt er noch Menschen in seinen Weinberg hinein:

Als er um die elfte Stunde hinausging, fand er andere stehen und spricht zu ihnen: „Warum steht ihr hier den ganzen Tag ohne Arbeit?“ Sie sagen zu ihm: „Weil uns niemand angeworben hat.“ Er spricht zu ihnen: „Geht auch ihr in den Weinberg!“

Die Erzählung wird spannend. Das merkt man auch daran, daß sie ins Präsens überwechselt (so wie wir manchmal im Erzählen in die Gegenwartsform wechseln, wenn es aufregend wird). Daß es mit diesen letzten etwas Besonderes ist, zeigt sich auch daran, daß mit ihnen ein Gespräch stattfindet. Der Besitzer nimmt Anteil an ihrem Geschick. Um Kommunikation geht es, nicht vordergründig darum, daß er etwas von ihnen erfahren müßte, was er ohnehin weiß (und was die ursprünglichen Leserinnen und Hörer ebenso wissen). Es gibt noch immer welche, die keine Arbeit bekommen haben und die wahrscheinlich mit ihren Familien am nächsten Tag nichts zu essen haben werden. Denn große Vorräte werden Tagelöhner nicht anlegen können. So läßt er auch sie in den Weinberg gehen. Weder handelt er mit ihnen einen förmlichen Vertrag über Arbeitszeit und Lohn aus noch sagt er zu, ihnen zu geben, was gerecht sei. Doch auch sie können erwarten, nicht ganz leer auszugehen, sondern etwa mit einer der knappen Arbeitszeit angemessenen geringen Gabe in Naturalien entlohnt zu werden.

Damit ist der erste Teil der Geschichte abgeschlossen. Von der Arbeit selbst wird nichts berichtet. Wie sie aussah, können die ursprünglichen Hörerinnen und Hörer sich gut vorstellen. Inzwischen ist es schon fast Abend geworden. Der Tag wurde von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang in zwölf Stunden aufgeteilt, so daß es von der elften Stunde, als die letzten angeworben wurden, bis zum Abend nur eine Stunde war.

*Als es Abend geworden war, spricht der Besitzer des Weinbergs zu seinem Verwalter: „Ruf die Angeworbenen und zahle den Lohn aus, angefangen bei den letzten bis zu den ersten!“*

Daß der Lohn am Abend ausgezahlt wird, ist wiederum üblich; ja es wird in mahnenden Texten (z.B. 5.Mose 24, 14ff.) dem Arbeitgeber geradezu eingeschärft. Es geht um den Tagelohn, um das Leben für den nächsten Tag.

Wenn wir im „Vaterunser“ um das tägliche Brot bitten, denken wir meist nicht an das Brot im unmittelbaren Sinne, sondern an alles, was wir zum Leben brauchen oder zu brauchen meinen. Und beim Wort „tätlich“ denken wir wohl an Regelmäßigkeit, Sicherheit, Gewißheit der Versorgung. Es spricht einiges dafür, daß in der Vaterunserbitte das Brot für den nächsten (den morgigen) Tag gemeint ist. In der Welt der Tagelöhnerinnen und Tagelöhner mit ihren Familien ist das ganz elementar zu verstehen, ebenso wie das Brot zuerst und vor allem das reale Brot ist. An solchen Stellen merkt man, wie sehr wir uns in unserer Lebenswelt von der der ersten Adressatinnen und Adressaten der Bibel entfernt haben. Ich sage das nicht etwa in moralisierendem Ton, sondern zuerst in großer Dankbarkeit für das so viel bessere Leben, das ich mir nicht etwa selbst verdient habe. In dieser Zeit, in diesem – trotz aller Probleme noch



immer so unendlich reichen – Land zu leben, das habe ich mir nicht erarbeitet, das ist mir ganz unverdient zugefallen. Auch das ist ja zu bedenken, wenn wir über Gerechtigkeit reden.

### Der Konflikt mit dem bestehenden System war geplant

Daß der Lohn am Abend ausgezahlt wird, ist also üblich. Daß alle etwas bekommen sollen, ist auch nicht ungewöhnlich, auch wenn die nur für eine Stunde Angeworbenen

kaum einen Rechtsanspruch durchsetzen könnten. Aber die Anweisung, bei der Auszahlung bei den letzten anzufangen und bei den ersten, den für den ganzen Tag Angeworbenen, aufzuhören, ist nur mit der Logik des Gleichnisses zu erklären. Offenbar soll hier etwas öffentlich demonstriert werden. Und – auch das folgt aus der Anweisung – die mit diesem Verfahren geradezu notwendig verbundene Enttäuschung der ersten ist nicht nur in Kauf genommen, sondern gewollt. Noch deutlicher gesagt: Es sollen sich welche ärgern, unter den Angeworbenen *und* unter den Leserinnen und Hörern des Gleichnisses. Es geht also nicht nur darum, daß auch die Letzten genug bekommen, sondern auch darum, daß es zum Konflikt um die Frage der Gerechtigkeit kommen soll.

Das kann man sich leicht klar machen, wenn man sich einen Moment eine umgekehrte Auszahlung vorstellt. Zuerst wären die Ganztagsarbeiter ausgezahlt worden. Sie hätten, wie vereinbart, den einen Denar bekommen,

wären womöglich erfreut gewesen, daß der Besitzer sich an sein Wort gehalten hat, und wären gegangen. Dann hätten die einen Denar bekommen, die neun Stunden gearbeitet hatten, und hätten sich über die unerwartete Großzügigkeit gefreut. Und so hätte es weitergehen können; alle wären froh gewesen, die Letzten am meisten. Und wenn der Verwalter dann noch die überraschend hoch Entlohten ermahnt hätte, davon nichts zu sagen, weil es sonst Unruhe gebe, dann hätten sie das verstanden – schon im eigenen Interesse. Sie hätten den Denar wie ein unverdientes Geschenk angenommen.



Der Sozialneid beginnt oben

Foto: Archiv

## Der Sozialneid beginnt oben

*Als es Abend geworden war, spricht der Besitzer des Weinbergs zu seinem Verwalter: Ruf die Angeworbenen und zahle den Lohn aus, angefangen bei den letzten bis zu den ersten. Und als die um die elfte Stunde Angeworbenen kamen, erhielten sie je einen Denar. Als aber die ersten kamen, meinten sie, daß sie mehr erhalten würden; und sie erhielten je einen Denar – auch sie. Als sie den erhielten, murrten sie gegen den Hausherrn und sprachen. Diese letzten haben eine Stunde gearbeitet und du hast sie uns gleich gemacht, die wir die Last des Tages und die Hitze getragen haben. Er aber antwortete und sprach zu einem von ihnen: Freund! Ich tue dir nicht unrecht. Bist du nicht mit mir um einen Denar übereingekommen? Nimm das deine und geh! Ich will diesem letzten geben wie auch dir. Ist es mir nicht erlaubt, mit dem Meinen zu tun, was ich will? Blickst du böse, weil ich gut bin?*

Die Antwort des Weinbergbesitzers lenkt noch einmal zurück zur Frage, was denn genau es war, das den Unmut der „Ersten“ hervorrief. Die Auskunft ist knapp und schlechterdings richtig. Ihnen ist kein Unrecht geschehen, denn sie haben exakt den zuvor ausgehandelten Lohn erhalten. Es hat auch niemand für dieselbe Arbeit mehr bekommen. Der Unmut basiert also nicht darauf, daß sie zu wenig, sondern daß andere *genausoviel* bekommen haben. Nicht darüber murren sie, daß ein Denar für einen ganzen Tag Plackerei ein zu geringer Lohn wäre (einer solchen Kritik könnte man ja durchaus zustimmen). Sie murren, weil sie sehen, daß andere, die weniger geleistet haben, ihnen, wie sie sagen, „gleich gemacht“ wurden. Noch einmal anders ausgedrückt: Sie sind nicht neidisch auf die, die mehr bekommen, sondern der Neid entzündet sich an denen, die genauso viel bekommen, obwohl sie doch weniger „verdient“ hätten.

Ich habe mit dem Anfang dieser Bibelarbeit deutlich machen wollen, daß das Gleichnis nicht als Rezept für die gegenwärtige Arbeitsmarkt- und Sozialpolitik geeignet ist. Doch wenn man das einmal erkannt hat, ist es sehr wohl erlaubt, einzelne Züge der Geschichte unmittelbar auf gegenwärtige Erfahrungen zu beziehen. Das Murren der angeblich zu kurz Gekommenen scheint mir lehrreich. Einmal zeigt sich, daß der Neid von oben beginnt. Noch unter den ganz Armen, die die Tagelöhner unseres Gleichnisses allesamt sind, gibt es so etwas wie Hierarchien. Die den ganzen Tag gearbeitet haben, fühlen sich als Höherstehende gegenüber den später Gekommenen. Und diese Hierarchie sehen sie durch Gleichmacherei bedroht. Wenn ich von Regierungspolitikern geradezu gebetsmühlenhaft den Satz höre: „Sozialneid schafft keine Arbeitsplätze“, dann möchte ich gegen diesen Satz unser Gleichnis aufrufen. Der Sozialneid beginnt oben. Und die gegenwärtige soziale Revolution von oben, die Umverteilung zugunsten der Reichen, scheint mir von eben der Art des Neides getragen, von der unser Text handelt und von dem Politiker, die so reden, ablenken wollen. Aber auch das andere: Offenbar sind noch die, denen es schlecht geht, mit ihrem Los zufrieden, wenn es anderen noch schlechter geht. Die Debatten um das „Lohnabstandsgebot“ zeigen eben dies. Das Gesetz schreibt vor, daß sich die Sozialhilfesätze von den untersten Lohngruppen unterscheiden müssen, damit der Anreiz zur Arbeit bleibe. Die von manchen als zu groß empfundene Nähe der Sozialhilfe zu den untersten Lohngruppen führte bekanntlich nicht etwa zu einer Anhebung der untersten Lohngruppen, sondern zur Absenkung der Sozialhilfe. Und damit kann man (das Schlimme ist: man kann offenbar wirklich) die Zufriedenheit derer mit den Niedriglöhnen erhöhen, ohne daß sie einen Pfennig mehr bekommen. Denn wenn es welche noch darunter gibt, sind sie aufgestiegen. Den Mechanismus, der dabei greift, schildert unser Gleichnis präzise.

## Es geht um Recht und Gerechtigkeit

Die Auskunft des Besitzers ist korrekt. Er hat seinen Vertrag eingehalten. Ein Denar war abgemacht, einen Denar haben sie bekommen. Das ist ein wichtiger Zug des Gleichnisses. Die *Gerechtigkeit* für die einen wird nicht auf Kosten des *Rechts* der anderen realisiert. Aber Recht ist nicht schon Gerechtigkeit. Deshalb geht es um Recht und Gerechtigkeit. Den Ganztagsarbeitern ist kein Unrecht geschehen, aber sie empfinden Ungerechtigkeit. Ihr Unmut resultiert nicht daraus, daß sie zu wenig, sondern daß ihrer Meinung nach andere zu viel bekommen haben. Sie murren wegen der Gleichmacherei. Was die anbetrifft, die neun, sechs oder drei Stunden gearbeitet hatten, sagt der Text nichts. Aber die „Leerstelle“ gibt wiederum zu denken. Ihnen war nicht ein bestimmter, wohl aber ausdrücklich ein *gerechter* Lohn zugesagt worden. Ist ihr Lohn gerecht? Nun, sie können nicht weniger bekommen als die, die eine Stunde gearbeitet hatten, und nicht mehr als die, die den ganzen Tag gearbeitet hatten. Also *müssen* auch sie einen Denar bekommen. Nur das kann recht sein. Damit muß es aber gleichgültig sein, ob sie neun, sechs oder drei Stunden gearbeitet haben. Aber wie kann es – das stellt sich als die zentrale Frage heraus – gerecht sein, daß es für nur eine Stunde Arbeit den vollen Lohn gab? Weil ein Denar erforderlich ist, um über den Tag zu kommen, zum Leben für einen Tag genug zu haben. Nicht mehr und nicht weniger. Wenn einer, wenn eine mit der Arbeit nicht genug erwerben kann, um zu leben, dann ist das ungerecht. Nicht an der Leistung bemißt sich diese Gerechtigkeit, sondern an den Lebensbedürfnissen. Und zum Maßstab werden die Bedürfnisse der Armen. Biblische Gerechtigkeit ist der parteiliche Einsatz für die Schwachen und biblische Gerechtigkeit ist ein Tun, ein solidarisches Handeln, das die aufrichtet, denen Gerechtigkeit zuteil werden muß. Es geht nicht darum, daß Barmherzigkeit statt Gerechtigkeit propagiert wird, sondern daß Barmherzigkeit Gerechtigkeit wird. Solche Gerechtigkeit nimmt zuerst die je Stärkeren in die Pflicht. Ihnen ist abverlangt zu akzeptieren, daß Gerechtigkeit parteilich sein muß, wenn denn nicht Ungleichheit zum ewigen Gesetz werden soll.

## Lebensnotwendiger Lohn für alle

Insoweit scheint mir die „Botschaft“ des Gleichnisses eindeutig. Aber es bleibt noch vieles offen. Steht nicht hinter diesem Gleichnis *auch* so etwas wie die Hoffnung auf die reiche, starke und edle Herrscherfigur, die in souveräner Macht alles so trefflich regieret? Ist es nicht ärgerlich, daß die Murrenden keiner wirklich argumentativen, werbenden Antwort gewürdigt, sondern schroff abgewiesen werden? Schau mal, so hätte der Besitzer ja auch sagen können, schau mal, brauchen nicht die Armen und ihre Familien auch zu essen, und würdest nicht auch du dich freuen, wenn du einmal unverdient mehr bekämst? Statt dessen sagt er schroff, er könne mit dem Seinen tun, was er wolle.

Wer von vornherein im Weinbergbesitzer Gott sieht, wird hier seine Allmacht betonen und daß er keinem rechenschaftspflichtig sei. Gewiß, so kann man lesen, aber, so frage ich dann zurück, warum soll ich mich bemühen zu verstehen, wenn mir am Ende gesagt wird, Gott handele jenseits meiner Verstehensmöglichkeit? Und wie kann, was nicht begrifflich ist, als Gleichnis geeignet sein, soll doch das Gleichnis gerade näherbringen, was anders unverständlich bliebe? Denn das Gleichnis spielt gerade nicht im Himmel, sondern soll als irdisches Geschehen dem Himmelreich gleichen. Wo so etwas geschieht wie in dieser Geschichte, da wird etwas erkennbar vom Himmelreich. Und was ist das Entscheidende, das im Gleichnis geschieht? Alle bekommen soviel, wie sie bedürfen. Die Barmherzigkeit als solidarische Praxis gegenüber den Armen *ist* die Gerechtigkeit. Das ist das eine Entscheidende. Aber es geschieht noch etwas in diesem Gleichnis, das ebenso ungewöhnlich ist wie der gleiche

Lohn für alle. Ich meine das Verhalten des Weinbergbesitzers, der immer und immer wieder hinausgeht auf den Markt, um Arbeitskräfte anzuwerben. Könnte man die Anwerbung weiterer Arbeitskräfte in der dritten, zur Not noch in der sechsten Stunde als rationell erklären, so versagt diese Erklärung in der neunten und allemal in der elften Stunde. Und so wird es mit fortschreitender Zeit immer eigentümlicher, daß er wieder und wieder sich auf den Weg macht. Er macht sich auf den Weg, um möglichst viele mithineinzunehmen in seinen Weinberg. Wie in Jesaja 58 ist damit *Partizipation* ein Stichwort auch für das Gleichnis von den Arbeitern im Weinberg. Gegenüber dem Ziel, möglichst viele partizipieren zu lassen an Arbeit und Lohn, wird die Frage, wer zuerst kam, wer die früheren Rechte, die älteren Verdienste hat, gleichgültig. Das Reich Gottes, das Reich der Himmel wäre dann, wie wenn einer sich immer wieder auf den Weg macht, um dafür zu sorgen, daß möglichst niemand ausgeschlossen bleibt.

### Wenn Hierarchie in Frage steht, kommt alles in Bewegung

In den letzten Jahren ist ein Satz von Michael Gorbatschow zum „geflügelten Wort“ geworden: „Wer zu spät kommt, den bestraft das Leben.“ Mir scheint, unser Gleichnis stimmt dem nicht zu, läßt es wenigstens nicht das letzte Wort haben. Noch in der elften Stunde ist es nicht zu spät für den vollen Anteil. So lese ich es in Matthäus 20. Dieser Zug des Gleichnisses wird in der Perspektive der Armen und Kleingemachten ebenso wichtig wie der des gleichen Lohns für alle. Für die, die Privilegien meinen erworben zu haben, wird er zum Ärgernis wie der gleiche Lohn für alle. Erinnern wir uns an den Kontext, in dem das Gleichnis zuerst eine Antwort an Petrus ist. Da geht es um andere Hierarchien als unmittelbar ökonomische Lohnskalen. Und auch gegen andere Hierarchien und Beanspruchungen von Ranglistenplätzen ist das Gleichnis kritisch. In der Abfassungszeit des Matthäusevangelium ging es womöglich um die Frage, ob nicht die in der Gemeinde, die schon lange „dabei waren“, einen Vorrang haben gegenüber später Dazugekommenen. Bekanntlich freuen sich auch heute in unseren Gemeinden nicht alle, die zur sogenannten „Kerngemeinde“ gehören, darüber, wenn neue und andere dazukommen. Und es gibt noch viele Hierarchien und Ranglisten, in denen Leistung und Lohn in ganz unterschiedlichen Währungen berechnet werden. Mode und Moral, Anpassung und Widerstand, Verausgabung und Askese, Vergeudung und Verzicht, Fleiß und Treue – kaum ein Feld, kaum eine Lebensform, kaum eine Tugend ist davor gefeit, in Leistung und Lohn, in Rang und Anspruch verrechnet zu werden. Wer ist der Erfolgreichste, die Klügste, der Schönste, der Stärkste, die Sensibelste, aber auch: Wer ist der Kaputtteste? Gegen solches Anspruchsdenken setzt die christliche Moral die Demut. Aber Vorsicht! Nietzsches ebenso böse wie entlarvende Variante eines Jesus-Wortes trifft genau: „Wer sich selbst erniedrigt, will erhöht werden.“ Aus diesem Leistungsdenken herauszukommen, ist nicht leicht. Und wenn einer sagt, das Gleichnis von den Arbeitern im Weinberg ärgere ihn nicht, kann ich das schwer glauben. Freilich, wenn ich es nur auf solche Ranglisten anwende, die mir selbst wenig bedeuten, dann kann ich leicht zustimmen. Aber wenn das zur Debatte stehen sollte, was mir wichtig ist, wo es mir wichtig war und ist, daß ich bei den Ersten war, dann wird es ungemütlich.

Aber wie ist dann der Schlußsatz unseres Gleichnisses zu verstehen?

*So werden die Letzten Erste und die Ersten Letzte sein.*

Dieser letzte Satz stellt noch einmal eine Fülle von Fragen. Ein ähnlicher Satz steht auch in Matthäus 19,30 als letzter Satz unmittelbar vor unserem Gleichnis und verbindet die Frage des Petrus mit der Geschichte von den Arbeitern im Weinberg, an deren Ende der entsprechende steht. Aber diese Beobachtung erklärt nicht alles. Vor allem fragt man sich, warum er denn am Ende einer Geschichte steht, in der es doch um Gleichheit geht und nicht darum, daß die Ersten die Letzten und die Letzten die



Obdachlose in Berlin demonstrieren gegen Wohnungsnot in Deutschland

Foto: epd/Langrock

Ersten werden. Gewiß: Im Gleichnis werden die zuerst Gekommenen zuletzt bezahlt. Aber ist das nicht eine zu schwache Pointe? Und ist es nicht viel entscheidender, daß *alle einen* Denar bekommen? Wenn die Ersten die Letzten und die Letzten die Ersten werden, gibt es dann nicht wieder Erste und Letzte? Ist dann nicht nur die „Währung“ geändert, aber die oben und die unten gibt es abermals? So kann man das lesen. Und dann wäre der Wunsch der Letzten, endlich einmal die Ersten zu sein, ebenso ein Wunsch nach Veränderung wie ein Wunsch nach Fortsetzung von Hierarchien. Aber man kann den Satz auch anders lesen.

So werden die Letzten Erste und die Ersten Letzte sein.

Wenn das nicht nur *eine* Umwertung der Werte betrifft, sondern immer wieder gelten soll, dann steht nicht eine bestimmte Hierarchie, sondern Hierarchie selbst zur Debatte. Wenn die Letzten Erste geworden sind, dann sind sie Erste und werden *deshalb* Letzte und so fort. Nimmt man den Satz ernst, kommt alles in Bewegung – immer wieder.

Und dann gibt es noch eine Verstehensmöglichkeit des Satzes von den Letzten, die die Ersten, und den Ersten, die die Letzten werden, eine, bei der sich im Bild selbst die Hierarchie auflöst. Ein solches Verstehen finde ich im apokryphen 4. Esra-Buch. Es geht dort um einen anderen thematischen Zusammenhang, aber das Bild möchte ich auch

auf den letzten Vers unseres Gleichnisses beziehen: „Einem Reigen gleich ... darin sind die Letzten nicht zurück und die Ersten nicht voran“ (4Esra 5,42). In einem Reigen gibt es keine Ersten und keine Letzten, weil das Ende der Anfang und der Anfang das Ende ist und deshalb alles in Bewegung bleibt.

### „Ein bißchen Gerechtigkeit, das gibt es nicht“

Wie war das eigentlich damals weitergegangen mit den Arbeitern im Weinberg? Ich meine natürlich die Geschichte, die Matthäus erzählt, die er aber offenbar nicht ganz zuende erzählt. Weiteres Suchen ergab noch ein paar Hinweise:

Im Polizeiarchiv der kleinen Stadt fand sich eine eigentlich wenig aufregende, wohl nur wegen der Vollständigkeit behördlicher Protokolle erhaltene kleine Notiz. An jenem Abend, bei dem es an einigen Stellen – wie erwähnt – zu handgreiflichen Auseinandersetzungen zwischen den Arbeitern kam, meldete eine Polizeistreife einen Einsatz, der sich als überflüssig erwies. Die Ordnungskräfte waren von einem Wirt gerufen worden, weil sich ein Gast nach ausgiebiger Zecherei als vollständig zahlungsunfähig herausstellte. Solche Einsätze waren üblich: Personalien aufnehmen, eventuelle Randalierer ruhig stellen, den Zechpreller mitnehmen, eine Nacht hinter Gittern und so weiter. Doch diesmal war es anders. Als die Ordnungskräfte eingreifen wollten, stand einer auf und sagte: Ich habe heute bei meiner Arbeit im Weinberg etwas Merkwürdiges erlebt. Und deshalb möchte ich einen Teil der Zeche für den armen Schlucker zahlen. Andere, so notierten die Polizisten, hätten protestiert, wo man denn hinkäme, wenn man trinken könnte ohne zu zahlen, und der sei ja schließlich arbeitsfaul und so weiter. Aber dann wäre noch einer aufgestanden, hätte ebenfalls von dieser Arbeit im Weinberg geredet und auch einen Teil gezahlt. Und es seien immer mehr geworden und schließlich wäre auch der Wirt zufrieden gewesen. Und als der Zechpreller unsicher gefragt hätte, wo er denn die Nacht verbringen solle, wo er doch nun nicht in die Zelle käme, da hätten welche gesagt, das könne man ja auch anders lösen, und seien später mit ihm abgezogen.

Manchmal erzählte der alte Arbeiter, der damals fast die Revolution gemacht hatte, noch weiter:

Ein bißchen Gerechtigkeit, das gibt es nicht – dabei bleibe ich. Aber die Parole „ganz oder gar nicht“ hat auch ihre Not. Ich hab den Boß gehaßt damals. Erst zeigt er uns, was möglich ist, und dann läßt er uns im Stich. Da waren mir dann doch die Herren lieber, auf deren Ausbeutergesinnung man sich wenigstens verlassen konnte. Aber ich habe immer an ihn denken müssen und an die Tage damals. Ihr macht euch ja über mich lustig, wenn ich so oft davon erzähle. Ein paar Wochen später kam ein Fremder in unsere Stadt. Er kam auf den Marktplatz und wollte Arbeit. Dabei kriegten doch auch von uns nicht alle einen Job. Wir hatten nichts gegen Fremde, aber die Arbeitsplätze bei uns gehören doch zuerst uns. Wir haben die Äcker und die Weinberge mit unserer Arbeit bestellt und uns wurde ja auch nichts geschenkt. Und dann dachte ich mir: Nein, mir wurde auch nichts geschenkt – außer damals, als ich einen Denar bekam für drei Stunden Arbeit. Und dann bin ich ganz irre geworden an der Gerechtigkeit. Hatten die Kinder des Fremden weniger Recht, satt zu werden? Aber was konnte ich dafür, daß es in seiner Heimat eine Hungersnot gab, und was sollte ich dagegen tun? Arbeit für alle, Gerechtigkeit für alle und überall in der Welt! Da war ich für und da bin ich für. Und was hilft es, wenn die paar, die bei uns Zuflucht finden, hier ein halbwegs erträgliches Leben haben. Das ändert doch am Elend der Welt nichts. Und: Ein bißchen Gerechtigkeit, das kann's nun mal nicht geben. – Aber vielleicht ein bißchen *mehr* Gerechtigkeit. Der Fremde bekam keine Arbeit. Und da hab ich ihm aus der Notkasse, die wir uns angelegt hatten und die ich verwaltete, den Anteil für eine sechsköpfige Familie gegeben – obwohl er nie etwas eingezahlt hatte. Na ja, alte Geschichten...

## „Aber dann wäre das Leben oft ganz ungerecht?“

Und aus dem Tagebuch der Arbeiterfrau fand sich schließlich noch ein kleines Fragment. Die Aufzeichnung beginnt und endet wiederum mitten im Satz: geht mir nicht aus dem Kopf. „Jeder kriegt, was er verdient.“ So hieß das immer, und so hab ich das auch oft gesagt. Damals, als mein Schwager geschnappt wurde und ins Zwangsarbeitslager mußte. Warum hat er auch gestohlen?! Daß sie nichts zu beißen hatten, war noch lange kein Grund, so was zu machen. Jede kriegt, was sie verdient. Das hab ich auch gedacht, als ich so krank wurde im letzten Jahr. Ich hätte mich vor zehn Jahren mehr um meine Mutter kümmern sollen, als sie so krank war. Jede kriegt, was sie verdient. Das hab ich auch gesagt, als dieses Flittchen verprügelt und aus dem Dorf gejagt wurde. Aber als er neulich den Denar für eine Stunde bekam und wir alle satt wurden? Und wenn nun nicht jeder kriegen sollte, was er verdient, sondern was er braucht zu Leben? Aber dann wäre doch das Leben oft ganz ungerecht? Und kann man denn das Leben ändern? Ich habe heute morgen in den „Schriften“ gelesen. Da stand der Satz: „Auf dem Weg der Gerechtigkeit ...“

Jürgen Ebach, Lewackerstraße 265, 44879 Bochum

Die Bibelarbeit wurde am 21. Juni auf dem Deutschen Evangelischen Kirchentag in Leipzig gehalten und ist Gerhard Binder zum 60. Geburtstag gewidmet.

**H**ans Ruh, Sie leiten das Institut für Sozialethik der Universität Zürich. Was verstehen Sie unter „Sozialethik“?

Hans Ruh: Unter Ethik verstehe ich das Nachdenken über das gute Leben und das richtige Leben. Die Frage nach dem guten Leben heißt: Wie kann das Leben gelingen? Die Frage nach dem richtigen Leben lautet: Wie können wir verantworten, was wir tun? Sozialethik stellt sich die Frage nach dem Guten für die Gesellschaft, nach den guten Strukturen. Hinzu kommt auch hier die Frage, wie die Menschen in der Gesellschaft richtig leben, wie sie ihre Ansprüche untereinander gerecht abwägen. Kurz, Sozialethik befaßt sich mit der Frage nach den gesellschaftlichen Strukturen unter dem Aspekt des Guten und des Richtigen.

Hans Ruh

## Aufrechter Gang im zweiten Arbeitsmarkt

Der Sozialethiker aus der Schweiz entwickelt am Beispiel seines Landes konkrete Modelle, wie wir – den derzeitigen Bedingungen des Weltmarktes zum Trotz – menschenwürdig und ohne materielles Wachstum wirtschaften und leben könnten. Der Zweite Arbeitsmarkt und ein Grundlohn für alle bilden die Hauptpfeiler seines Alternativmodells.

### „Wir rationalisieren uns zu Tode“

Wenn es nach der Ideologie des totalen und globalen Marktes ginge, müßte Sozialethik eigentlich abdanken. Sie gehen den entgegengesetzten Weg und stellen gerade umgekehrt

diese neoliberale Ideologie in Frage. Sie äußerten die Vermutung, „daß, wenn die ganze Welt gleichzeitig rationalisiert, sich diese zu Tode rationalisiert, weil weder ein